

HEYNE <

DAN
CHAON



DER
WILLE
ZUM BÖSEN

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Kristian Lütze

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe ILL WILL erschien 2017
bei Ballantine Books, New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Erstausgabe 06/2018

Copyright © 2017 by Dan Chaon

Copyright © 2018 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Redaktion: Lars Zwickies

Umschlaggestaltung: Studio Botschaft, München,

unter Verwendung eines Motivs von apfelweile/Adobe Stock

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-453-43916-0

www.heyne.de

*Oft trifft man sein Schicksal auf Wegen,
die man eingeschlagen hatte, um ihm zu entgehen.*

JEAN DE LA FONTAINE

TEIL EINS

November 2011 – April 2012

Irgendwann in den ersten Novembertagen sank die Leiche eines jungen Mannes, der verschwunden war, auf den Grund des Flusses. Mit dem Gesicht nach unten stieß sie sanft auf das Schlammbett unter dem fließenden Gewässer und wurde wahrscheinlich noch mehrere Meilen weitergetrieben – die Stirn in milder Überraschung gerunzelt, die Arme seitlich ausgestreckt, die Beine steif. Die Unterwasserpflanzen strichen mit ihren Wedeln über den Federkopfschmuck, den der Junge trug, über seine Stirn, die Streifen der Kriegsbemalung und seine Lippen, über das Lederhemd mit Fransen, die Kette aus Wolfszähnen, den Lendenschurz und die Wildlederleggings bis zu den Füßen, die in Mokassins steckten. Die Mehrzahl der Fische und anderer Aasfresser schlief währenddessen. Die Leiche stieß gegen Steine und Äste, schrammte über den Kies, war jedoch weitgehend gut erhalten. Als die beiden College-Anfängerinnen das Gesicht des Jungen im April zwischen Schilf und Rohrkolben unter einer dünnen Eisschicht am Rand des alten Schlittschuhteichs entdeckten, hielten sie die Leiche zunächst für eine weggeworfene Schaufensterpuppe oder eine Halloween-Maske aus Plastik. Sie sammelten für ihr Biologieseminar Exemplare der Teichflora und -fauna und hatten eher Wissenschaft als Aberglauben im Sinn; eins der Mädchen berührte die Wange sogar mit dem Radiergummi ihres Bleistifts.

Während desselben Zeitraums, von November bis April, war auch Dustin Tillman auf seiner eigenen Bahn dahingetrieben. Er war einundvierzig Jahre alt, verheiratet, hatte zwei Söhne im Teenageralter, war Psychologe mit einer eigenen kleinen Praxis und hatte früher, wie er den Leuten manchmal erzählte, hin und wieder im Bereich der forensischen Psychologie gewildert. Sein Leben war eine Ansammlung des Üblichen, dachte er: zur Arbeit und wieder nach Hause fahren, Radio hören, die stetig wachsende Zahl auflaufender E-Mails beantworten, im Supermarkt einkaufen, ein paar Bücher lesen, die gut besprochen worden waren, den Jungs bei ihren Hausaufgaben helfen, Details, die – wie ihm zunehmend bewusst wurde – Maßeinheiten waren, mit denen er sein Leben einteilte.

Als seine Cousine Kate ihn in der Woche, nachdem man die Leiche gefunden hatte, anrief, spürte er bereits eine unbestimmte Angst. Er fühlte sich unwohl wegen seines anstehenden Geburtstags, was ihm selbst wie eine sehr bürgerliche und profane Sorge erschien. Hinzu kam, dass er mit dem Rauchen aufgehört hatte. Ohne Nikotin fühlte sich sein Gehirn trüb an, voller kreisender, unfokussierter Furcht, und die Welt wirkte irgendwie unfreundlicher – als glühte sie, so dachte er unwillkürlich, schwach vor bösem Willen.

2

Ein paar Tage nach der Entdeckung der Leiche also nahm Dustin das Telefon ab, und seine Cousine Kate aus Los Angeles war dran.

»Hör zu«, sagte sie. »Ich habe beunruhigende Nachrichten erhalten.«

Dustin fragte: »Kate?« Sie telefonierte regelmäßig alle paar Monate miteinander, aber meistens zu Geburtstagen oder an hohen Feiertagen.

»Es geht um Russell«, sagte sie.

»Um meinen Bruder Russell?« Er saß am Schreibtisch in seinem Büro, seinem »Studierzimmer«, wie er es gern nannte, im zweiten Stock des Hauses, unterbrach seine Arbeit am Computer und blickte zu dem Aschenbecher, der mit kleinen zuckerfreien Bonbons gefüllt war, in Zellophan gewickelte Pastillen. »Erzähl es mir nicht«, sagte er. »Er ist ausgebrochen.«

»Hör einfach zu«, sagte Kate.

Dustin hatte nicht mehr mit Russell, seinem älteren Adoptivbruder, gesprochen, seit Russell ins Gefängnis gekommen war. Er hatte ihm auch nicht geschrieben, ihn im Grunde völlig aus den Augen verloren und bestenfalls flüchtig an ihn gedacht. Etwa wenn er einen Film oder eine Serie sah, die im Gefängnis spielte, und dachte: *Ich frage mich, was Russell gerade macht.*

Dustin hatte eine ungefähre Vorstellung davon, wie es im Ge-

fängnis wäre. Dabei ging es um Dinge wie homosexuelle Vergewaltigungen und selbst gebastelte Messer aus Zahnbürsten und Löffeln. Manchmal stellte er sich Männer in der Gefängnisbibliothek vor, die juristische Bücher lasen, oder in der Kantine, wo sie ungenießbare Eintöpfe aßen, oder in ihren Zellen, wo sie vollständig bekleidet auf Doppelstockbetten aus Metall lagen und trübsinnig an die Decke starrten.

Diverse Bilder dieser Art waren Dustin im Laufe der Jahre in den Sinn gekommen.

Aber meistens stellte er sich Russell vor, wie er gewesen war, als sie zusammen aufwuchsen – Russell, sechs Jahre älter als er, der ihm einmal mit einer Luftpistole in den Rücken geschossen hatte, als Dustin weggelaufen war; Russell, der sich mit der scharfen Spitze des Zirkels ein Pentagramm in den Unterarm ritzte; Russell, der mit imitierten Kung-fu-Schlägen einen prächtigen Schneemann zerstörte, den Dustin gebaut hatte; Russell, der sich an Dustins Furcht vor der Dunkelheit ergötzte und wartete, bis sein kleiner Bruder allein in einem Zimmer war, sich dann anschlich, das Licht löschte und die Tür schloss, sodass Dustin, gefangen in der Dunkelheit, vor Angst schrie.

3

An dem Abend, bevor ihre Eltern ermordet wurden, saßen Dustin Tillman und seine Cousinen Kate und Wave am Küchentisch des Wohnmobils, das momentan in der Einfahrt des Hauses von Dustins Familie im Westen von Nebraska parkte. Es war Anfang Juni 1983.

Die beiden Familien planten, am nächsten Morgen zusammen zu verreisen.

Sie wollten durch Wyoming bis zum Yellowstone Park fahren und unterwegs auf verschiedenen Campingplätzen übernachten.

Aber an jenem Abend fühlte sich das Wohnmobil wie ihr eigenes, kleines Apartment an. Die drei spielten Karten. Im Transistorradio liefen Songs von einem Rock-'n'-Roll-Sender in Denver. Ein schwerer Junikäfer schlug klappernd mit den Flügeln gegen die Glühbirne an der Decke.

Die Mädchen waren erst siebzehn, doch sie tranken ein Light-Bier, das sie aus dem Kühlschrank des Wohnmobils genommen hatten. Sie hatten es auf zwei Gläser aufgeteilt. Es war ein warmer Abend, und die Mädchen trugen Bikini-Oberteile und abgeschnittene Shorts. Sie hatten sich mit einem Lockenstab die Haarspitzen gekräuselt, doch die Locken waren ein wenig schlaff geworden. Sie waren Zwillinge, nicht identisch, aber fast. Dustin war dreizehn, saß mit aufgefächerten Karten da, und die Mädchen sagten:

»Dust-Tin! Du bist dran!«

Und Kate kratzte gedankenlos an einem Insektenstich auf ihrem nackten Knöchel, und Dustin beobachtete verstohlen, wie ihr Fingernagel einen weißen Fleck auf der rötlich gebräunten Haut hinterließ, der Fingernagel, von dem ein wenig Lack abblätterte.

4

Im Rückblick konnte sich Dustin nicht an viel erinnern, was an jenem Morgen, als sie die Leiche unter dem Eis entdeckt hatten, bedeutsam gewesen wäre. Es war ein klarer, kalter und sonniger Tag, und als er aufwachte, fühlte er sich ziemlich glücklich – *glücklich* auf diese belanglose alltägliche Art, die sich nicht einmal als Glück erkennt, das Erwachen an einem Tag, von dem nichts als eine Folge mechanischer Handlungen zu erwarten sein sollte: duschen, Kaffee in eine Tasse gießen, den Schlüssel in der Zündung drehen und Straßen hinunterfahren, die so vertraut sind, dass man sich an manche Abzweige und Stopps gar nicht erinnert; obwohl der Verstand die Aktion, an der Ecke zu bremsen, am Lenkrad zu drehen und links auf den Highway zu biegen, bewusst gesteuert haben muss, gibt es überhaupt keine Erinnerung daran.

Du warst nicht einmal anwesend, oder?

Im Rückblick: ein anderer Tag, später Vormittag, Anfang des Jahrhunderts. Ein Interstate Highway im Mittleren Westen. Ein Band durch Ohio, das eine ganze Reihe fruchtbarer kleiner Ortschaften mit den großen Städten verband, obwohl das ehemalige Farmland zunehmend erschlossen wurde und statt Feldfrüchten nun Reihen identischer Häuser aus dem schlammigen Boden sprossen. In den Gärten dieser Neubausiedlungen standen Swimmingpools und Schaukelgestelle; in vielen gab es kleine Zier-

teiche, die zu diesem Zeitpunkt des Frühlings aussahen wie Parkplätze aus Wasser. Vielleicht würde es attraktiver wirken, wenn die Gärten gestaltet waren.

Es gab außerdem viele überfahrene Tiere. Die Highways zerschnitten die Landschaft mittlerweile in schmale Streifen, und oft erwischte es heimatlose Waldbewohner, wenn sie sich von einem Abschnitt zum nächsten bewegten – Waschbären, Beuterratten, Füchse, Wild; ihre Kadaver lagen auf der Böschung wie rastlose Schläfer und sahen mit ihren offenen Mündern und geschlossenen Augen beinahe friedlich aus.

Auch Menschen schienen häufiger auf den Straßen zu Tode zu kommen, und Dustin war aufgefallen, dass die Trauernden den Unfalltoten immer öfter kleine Schreine am Straßenrand errichteten, Kreuze aus Holzplatten, häufig mitten in einem Berg aus bunten Dingen: meistens Plastikblumen – pinkfarbene Rosen, gelbe Narzissen, weiße Lilien –, aber manchmal auch grüne Weihnachtskränze, Plastikpalmwedel oder Stoffbänder; oft Haufen von Stofftieren, Hasen, Teddybären und Enten; manchmal auch Kleidungsstücke wie Hemden oder Baseballkappen, die den Kreuzen etwas Vogelscheuchenhaftes gaben. Stoff für eine gute Abhandlung, dachte Dustin.

Kurz vor der Ausfahrt sah er die blau und rot flackernden Lichter der Polizeiwagen, die den milden Frühlingsregen sprenkelten. Ein paar orangefarbene Leitkegel waren aufgestellt worden, und ein Polizist in einem Regenmantel mit reflektierenden Streifen leitete mit einem neonfarben leuchtenden Plastikstab den Verkehr um.

Dustin bremste, drehte das Radio leiser und folgte der Umleitung, die der Polizist mit einem eleganten Winken vorgab. Am Rand der Brücke standen einige Cops, die, grimmig und feucht vom Nieselregen, Kaffee aus Styroporbechern tranken. Dustin

beobachtete sie interessiert. Er sah sich gern Polizeifilme und -serien an, und er hatte es geliebt, wenn er manchmal als Experte vor Gericht auftreten durfte. Die Erinnerung versetzte ihm einen wehmütigen Stich.

Was immer hier los war, er vermutete, dass es sich um eine ziemlich ernste Sache handelte.

5

Es gab ein berühmtes Foto von Dustin, Kate und Wave – das Bild, das in den Zeitungen abgedruckt und für den Pulitzerpreis nominiert worden war, und obwohl es den Preis nicht gewann, war es eins jener Bilder, die man nicht wieder vergaß. Ein bemerkenswertes und denkwürdiges Tatortfoto.

Da sind die Kinder – die schönen Zwillinge und der dünne sommersprossige Junge zwischen ihnen –, Polizisten führen sie eilig aus dem Haus. Auf dem Foto weint Wave hemmungslos, ihr Mund ist verzerrt, vielleicht schreit sie auch, Kate blickt ängstlich zur Seite, als ob jemand sie angreifen wollte, Dustin starrt geradeaus, man sieht Blut auf seinem Hemd, ein Jackson Pollock aus Blut, und er stolpert verzweifelt und mit von Blitzlicht glasigen Augen vom Tatort weg, und hinter den Kindern und Polizisten liegt der Körper von Dustins Mom Colleen – man sieht ihre Leiche perfekt gerahmt im Hintergrund, ihre Gliedmaßen sind in einer offensichtlichen Pose des Todes, eines gewaltsamen Todes, ausgestreckt, unter ihr befindet sich eine große Blutlache.

Und man sieht den Abdruck aus Blut auf Dustins T-Shirt, wo er sie umarmt hatte, seine Mom, als er ihre Leiche unter der Lampe auf der Veranda vor dem Haus fand.

Die anderen Leichen – nicht auf dem Foto zu sehen – sind Dustins Vater Dave, mit einer Schusswunde in der Brust im Wohnzimmer, seine Tante Vicki, die tot unter dem Küchentisch

liegt, wo sie sich vor dem Schützen verstecken wollte, und sein Onkel Lucky, dessen Körper beim Waschbecken vor den Unterschränken zusammengesackt ist, den Kopf nach hinten geworfen, als würde er rückwärtsfallen. Getötet mit einem Schuss in den Mund.

Diese Leichen waren nicht von der Art, die man in Zeitungen zeigen konnte, aber das Bild der drei Kinder war ausreichend, um ein lebhaftes Gefühl des Massakers zu vermitteln.

6

Als Dustin sein Büro erreichte, machte die Nachricht von der Entdeckung der Leiche im Eis bereits die Runde. Die meisten Leute nahmen an – richtigerweise, wie sich herausstellen sollte –, dass es sich um Peter Allingham handelte, College-Student im dritten Semester und Lacrosse-Spieler, der irgendwann in den frühen Morgenstunden des 1. November nach einem Abend voller Bar-Hopping und Halloween-Partys verschwunden war, bekleidet mit einem comichaften, rassistisch wenig sensiblen Kostüm der amerikanischen Ureinwohner: Federschmuck, Wildleder et cetera. Von zahlreichen Menschen gesehen und dann weg – verschwunden auf dem Weg zur Toilette der Daily Tavern, von wo er nie zu seinen Freunden zurückkehrte.

Im Wartezimmer von Dustins Praxis saß Aqil Ozorowski, hatte Ohrhörer in den Ohren, blickte auf sein Smartphone und tippte emsig eine SMS. Seine dunklen Haarsträhnen hingen wie Jalousien links und rechts neben seinen Augen. Dustin stand mit seinem Aktenkoffer in der Tür und wartete darauf, bemerkt zu werden. Er war ein wenig perplex. Sie hatten keinen Termin, aber Aqil neigte dazu, einfach aufzutauchen.

Er war ein seltsamer Fall. Angeblich hatte er Dustin konsultiert, um mittels Hypnose mit dem Rauchen aufzuhören, doch seine Empfänglichkeit für Hypnotherapie war sehr gering. Stattdessen hatten sich ihre Sitzungen zu lockeren, vage intimen Ge-

sprächen ohne klares Ziel entwickelt. Sie hatten über eine Verschwörungstheorie gesprochen, von der Aqil im Internet gelesen hatte, über Aqils Schlaflosigkeit und über seinen Groll gegen den Popstar Kayne West – nach den ersten Sitzungen war das Rauchen praktisch nicht mehr erwähnt worden. »Ich glaube einfach nicht, dass ich schon bereit bin«, sagte Aqil. »Aber ich glaube, Sie helfen mir Doktor. Sie sind ein guter Zuhörer.«

Dustin war sich ehrlich gesagt nicht sicher, ob das stimmte. Tatsächlich hatte er in den Monaten sehr wenig über Aqil erfahren. Aqil war etwa dreißig Jahre alt, und Dustin nahm aufgrund seines Namens an, er könne gemischtrassig sein, war sich jedoch nicht sicher. Aqil hatte dunkle braune Rehaugen, und sein langes glattes Haar war je nach Lichteinfall entweder schwarz oder kastanienbraun. Seine Hautfarbe deutete auf diverse Rassen hin. Er selbst sagte nichts zu seiner Herkunft, auch wenn Dustin ihm direkte Fragen stellte. »Ehrlich«, sagte Aqil, »der Kram interessiert mich eigentlich nicht. Diese Psychotypen wollen dir immer Geschichten über deine Kindheit und deine Vergangenheit erzählen, als ob das irgendetwas erklären würde. Das mache ich echt nicht.«

Das Einzige, was Dustin wusste, war, dass Aqil Polizist beim Cleveland Police Department und zurzeit krankgeschrieben war, obwohl auch dieser Umstand nie genau erklärt wurde. Irgendein psychisches Problem, nahm Dustin an. Posttraumatische Belastungsstörung?

Verfolgungswahn? Es gab keine medizinischen Unterlagen, die Dustin hätte einsehen können, und auch eine Google-Suche hatte nur wenige Ergebnisse zutage gefördert. Aqil war als Absolvent der Cleveland Police Academy aufgeführt. Es gab ein körniges Foto von ihm als Running Back seines Highschool-Football-Teams. Er hatte eine stillgelegte LinkedIn-Seite. Was immer er getan hatte, um aus psychischen Gründen krankgeschrieben zu werden, es war nicht in die Nachrichten gekommen.

Trotzdem brauchte Aqil offensichtlich irgendetwas. Endlich blickte er auf und sah Dustin grinsend an. Er zog sich eine der Plastikhörmuscheln aus dem Ohr, so als ob Dustins Wartezimmer sein Privatraum und er überrascht wäre, gestört zu werden.

»Hey«, sagte er.

»Hey«, sagte Dustin. »Ich wusste nicht, dass wir ...«

Aqil blinzelte ein paarmal. »Haben Sie das von dem toten Jungen gehört?«, fragte er. Dustin machte das Licht an, stellte seinen Aktenkoffer auf einen Stuhl, und Aqil stand auf und streckte sich.

»... einen Termin hatten«, sagte Dustin.

»Wollen Sie meine Theorie hören?«, fragte Aqil.

»Es geht um Russell«, sagte sie.

»Um meinen Bruder Russell?«, fragte er, und sie sagte *Hör einfach zu!* und begann, ihm etwas aus einem Zeitungsartikel vorzulesen:

...fast neunundzwanzig Jahre nach seiner Verhaftung haben unabhängige DNA-Tests von drei verschiedenen Labors bestätigt, was Tillman schon lange behauptet: Er ist nicht die Person, die in jener Juninacht seine Mutter, seinen Vater, seine Tante und seinen Onkel getötet hat.

»Aus welcher Zeitung ist das?«, fragte Dustin. »Das ist unglaublich.«

Laut Mitarbeitern des Innocence Project, einer gemeinnützigen Organisation, die Fehlurteile untersucht, ist Tillman der jüngste Fall eines Verurteilten, dessen Unschuld durch DNA-Analyse bewiesen wurde.

»Die Testergebnisse beweisen, was Russell vom Tag seiner Verhaftung an behauptet hat, nämlich dass er unschuldig ist«, erklärt Vanessa Zuckerbrot, eine Anwältin, die für das Innocence Project arbeitet.

»Ich verstehe nicht, warum man deswegen keinen Kontakt mit uns aufgenommen hat«, sagte Dustin. »Wann hat zuletzt jemand mit ihm gesprochen?«

»In all den Jahren habe ich mich daran festgehalten, dass ich es nicht war«, so Tillman in einem früheren Interview. »Ich glaube, es gibt eine Macht, die größer ist als ich und die mir in all den Jahren gebolfen hat, mich nicht zu verlieren.«

8

Als er seine Frau kennenlernte, war er im zweiten Jahr auf dem College, und sechs Jahre waren seit den Morden und dem Prozess vergangen.

Es gab Tage, an denen er kaum daran dachte, an denen seine Gedanken leicht über die Oberfläche seines Bewusstseins streiften und im Wasser versanken – er hatte festgestellt, dass er seine Erinnerungen auf diese Weise visualisierte, sich vorstellte, wie bestimmte Bilder in dunklen grünen Teichen untergingen und bei ihrem Verschwinden ein paar blubbernde Blasen aufsteigen ließen. In jenen Jahren war er so umnebelt, kaum an die Erde gebunden, dachte er später ...

Seine Frau war studentische Assistentin in seinem Seminar über amerikanische Geschichte von der Revolution bis zum Verfassungskonvent, und als er den Seminarraum verließ, ging sie einen Moment lang neben ihm und berührte ganz leicht seinen Arm.

»Was nimmst du?«, fragte sie. »Ativan?«

»... Häh?«, fragte er. Sie sahen einander an, und er vermutete, dass irgendetwas in seinem Gesicht sie veranlasst hatte, taxierend die Brauen hochzuziehen.

»Oh je«, sagte sie. »Ich denke, du setzt dich lieber einen Moment hin, oder?«

»Na ja«, sagte er. »Ich bin ein ...«, aber sie fasste seinen Ell-

bogen und steuerte ihn zu einer Bank unter dem großen Porträt eines uralten Kurators.

»Setz dich«, sagte sie. »Ich hatte auch ein Problem mit Tranquilizern, also weiß ich ein wenig darüber, was du durchmachst.« Sie musterte ihn nachdenklich. »Keine Sorge. Ich bin nicht von der Drogenfahndung und auch keine religiöse Spinnerin oder so. Du kommst mir nur irgendwie bekannt vor.«

Aqil zog eine Landkarte aus der Tasche und entfaltete sie behutsam auf Dustins Schreibtisch. »Hören Sie zu«, sagte er. »Das ist nicht wieder so ein seltsamer Kaninchenbau, in dem ich verschwinde. Das hier ist real. Und Sie, Dr. Tillman – ich glaube, Sie werden es kapieren, mehr als sonst irgendjemand, dem ich es erzählen könnte. Das ist genau Ihr Ding.«

Dustin rutschte unsicher hin und her. »Wieso sagen Sie das? Inwiefern ist es genau mein Ding?«

»Geben Sie mir nur eine Minute«, sagte Aqil. »Lassen Sie es mich Ihnen darlegen.«

Er breitete die Landkarte auf dem Schreibtisch zwischen ihnen aus, und Dustin blickte auf die kleinen roten Sticker, die in einem geschwungenen Muster an Interstate Highways und Wasserstraßen entlanggeklebt waren – er musste daran denken, wie die Lichtverschmutzung, aus dem Weltall gesehen, die Umriss der Ostküste und der Großen Seen enthüllte.

»Schauen Sie. Jeder dieser Punkte markiert einen scheinbaren Unfalltod, *scheinbar*«, sagte er und zeigte auf die nördliche Ecke des Staates. »Hier: JONATHON FRISBIE. Einundzwanzig Jahre alt, Student an der Ohio Northern University, verschwunden am 1.1.2001. Gefunden am 2.1.2001 im Maumee River; Todesursache: Ertrinken. Blutalkoholpegel: 2,3 Promille.

VINCENT ISOLATO, neunzehn, Student an der Ohio Nor-

thern University, vermisst seit dem 20.2.2002, gefunden am 20.4.2002 im Maumee River, Todesursache: Ertrinken. MATT POTTS, einundzwanzig, Student an der Ketting University. Vermisst seit dem 30.3.2003 in East Lansing, Michigan, gefunden am 2.4.2003 im Red Cedar River; Todesursache: Ertrinken.«

»Ich erkenne, worauf das hinausläuft«, sagte Dustin. »Aber ...«

»Warten Sie einfach, warten Sie«, sagte Aqil.

Als Kate anrief und ihm das mit Russell erzählte, spürte er wieder jenen verbotenen Kitzel, jenes nicht mal besonders große Tabu, sich von seiner Cousine angezogen zu fühlen, was er als dreizehnjähriger Junge nie zugegeben hatte, obwohl die Mädchen es garantiert gewusst hatten.

Sie waren eine spezielle Sorte von Teenagern gewesen. *Arbeiterklasse*, denkt Dustin heute, aber damals hätten sie das Wort natürlich nie benutzt – *Trailer-Trash*, hätten die Leute vielleicht gesagt, *Flittchen*; es war zumindest klar, dass diese Mädchen Erfahrung hatten. Sie waren raffiniert, praktisch veranlagt. Schlauchtop, kurze Shorts, stark geschminkt. Nicht jungfräulich.

Und später, Jahre später, gab es diesen Moment, als er Kate in ihrer Wohnung in L. A. besucht hatte, und sie hatte so belustigt gewirkt – das war, als er bei einer Konferenz an der University of Southern California sprach –, und Kate hatte gesagt *Erzähl mir von dem Leben als Therapeut. Wie ist das so?* Sie war nie aufs College gegangen – sie hatte ihr Leben lang als Friseurin gearbeitet –, war an so was nicht interessiert, und er wusste, dass ihre Vorstellung von »Therapeuten« aus dem Fernsehen oder Filmen oder sonst woher stammte, ein zaudernder, geistesabwesender Snob in Tweed, und sie lächelte ihn mit einem durchtriebenen Seitenblick an und sagte *Wörter redest du mit ihnen, waren einige von ihnen echt gefährlich verrückt? Ich kann mir einfach nicht vorstellen ...*

Und hier saß er nun, ein einundvierzigjähriger Mann in seinem »Studierzimmer«, wie prärentiös, am Schreibtisch vor dem Computer, checkte seine Mails, ging seine »Notizen« durch, und als er den Hörer abnahm, wollte er in dem Modus sein, welcher der Person zustand, die er gewesen wäre, wenn ...

»JESSE HAMBERLIN«, sagte Aqil, »einundzwanzig, Student an der Michigan State University, vermisst seit dem 4.4.2004.

Wurde nie gefunden.

CLINTON COMBIE, neunzehn, Student am Brownmeyer College, vermisst seit dem 5.5.2005. Gefunden am 16.5.2005 im Olentangy River. Todesursache: Ertrinken. Blutalkoholpegel: 3,4 Promille.

ZACHARY OROZCO, achtzehn, Erstsemestler an der Ohio University, vermisst seit dem 6.6.2006; da leuchten ein paar Lämpchen auf, was? Gefunden am 8.6.2006 im Hocking River; Todesursache: Ertrinken. Blutalkoholpegel 3,4 Promille.

JEFF WAMSLEY, einundzwanzig, Ohio Northern University, vermisst seit dem 7.7.2007, gefunden am 24.7.2007 im Maumee River. Das ist interessant – sein Vater sagt zu Reportern, dass, ich zitiere, »Gerüchte die Runde machen, unter uns könnte ein Irrer leben, der Menschen ertränkt«.

Und nun schauen Sie sich den an. JOSHUA McGIBONEY. Student der Mikrobiologie an der University of Dayton. Verschwunden am ... Sie haben es erraten, Doktor, das sehe ich ... am 8.8.2008, nachdem er eine Rugby-Party verlassen hatte. Seine Leiche wurde drei Tage später im Wolf Creek gefunden. Blutalkoholpegel: 4,0 Promille. Schwer vorstellbar, wie man sich so betrinken und dann noch selbst laufen kann ...

Interessant, oder? Macht einen das nicht neugierig, Doktor?

LUKE GORRINGE, Student am Delta College aus Bay City, Michigan, vermisst gemeldet – beachten Sie: gemeldet – am 11.9.2009 in East Lansing, Michigan. Gefunden am 15.10.2009 im Red Cedar River.

VINCE NORBY, ein weiterer Student des Brownmeyer College – vermisst seit dem 10.10.2010. Gefunden am 2.11.2011. Im Olentangy River.«

»Wie viele sind es?«, fragte Dustin. Er blickte auf den Ordner, den Aqil in der Hand hielt, ein Bündel Papier, und Aqil bedachte ihn mit einem trockenen Lächeln.

»Wie viele? Inklusive Peter Allingham, meinen Sie?«

Der Tag, an dem Kate ihn wegen Russell anrief, wegen der DNA-Beweise und Russells bevorstehender Entlassung aus dem Gefängnis, der Fund von Peter Allinghams Leiche im Teich in der Nähe des Campus ein paar Tage später: Es gab keine reale Verbindung zwischen den beiden Ereignissen, außer dass sie später in Dustins Bewusstsein aneinander hafteten.

»Also, ich bin bloß ein bisschen verwirrt, was den zeitlichen Ablauf der ganzen Geschichte betrifft«, sagte er zu Kate. »Die Daten. Zu welchem Zeitpunkt hat diese Gruppe – Innocence Project, richtig? –, zu welchem Zeitpunkt hat sie sich Russells Fall angenommen? Und ich verstehe nicht, warum man uns nicht kontaktiert hat. Sind sie nicht gesetzlich dazu verpflichtet, sich bei uns zu melden, da wir die Verwandten der Opfer sind und diejenigen waren, die ausgesagt haben?«

»Hör zu«, sagte Kate, »ich finde es genauso unheimlich wie du, Schätzchen. Glaub mir.«

»Aber das ergibt keinen Sinn«, sagte Dustin. »Das Ganze muss doch schon eine Weile im Gange sein, und die Tatsache, dass wir nichts davon erfahren, bis er vor der Haustür steht...«

»Ich weiß«, sagte Kate. »Ich stehe voll unter Schock. Ich weiß gar nicht mehr, was ich denken soll. Ein Bluttest und irgendwie ist dein ganzes Leben...«

...irgendwie beunruhigend, dachte er. Extrem, extrem beunruhigend.

Es war ein kühler Nachmittag, doch er war draußen und trug nur eine Wolljacke mit Fischgrätmuster, die so dermaßen nach Psychologe aussah, dass es ihm peinlich war, und er sah sich über die Schulter um.

Er stand im Garten neben dem Haus und hatte eine unangezündete Zigarette in der Hand, als er die Jungs von der Schule heimkehren und die Auffahrt hinaufkommen hörte; es war später, als er gedacht hatte, und er ging in die Hocke und vergrub die Zigarette in der Erde eines frisch gepflanzten Blauregens...

»Hey«, sagte Dustin, als die Jungs auftauchten. Aaron und Dennis und ihr Freund Rabbit, mit diesem linkischen, aber vage raubtierhaften Gang, den Jungs im Teenageralter entwickeln, und sie sahen ihn an.

»Hey Dad«, sagte Dennis lakonisch. »Was vergräbst du denn da?«

»Nichts«, sagte Dustin. »Ich hab nur diesen, ähm ...« Er gestikuliert mit der Hand.

»Busch?«, fragte Dennis.

»Pflanze?«, sagte Aaron.

Sie hatten beschlossen, dass sie es zum Schreien komisch fan-

den, Dustins Sätze zu beenden, weil er schon seit Langem die Angewohnheit hatte, in Auslassungen zu versinken, in immer länger währendem Schweigen nach dem richtigen Wort zu tasten, ohne es zu finden.

»...Blau«, sagte er. »Blauregen.« Und die Jungs wechselten Blicke; grinnten.

Russell und Dustin – Rusty und Dusty, so hatten ihre Eltern sie manchmal genannt, als ob sie ein passendes Set wären.

Aber Russells Namen hatten sie natürlich nicht ausgesucht. Russell kam als Pflegekind zu ihnen. Sohn einer drogenabhängigen Mutter, Vater unbekannt. Er hatte mehrere Jahre bei einer anderen Pflegefamilie gelebt, doch dann hatte es einen Hausbrand gegeben, und er war wieder verwaist.

Dustins Vater war von dieser Tragödie tief gerührt gewesen.

Russell war vierzehn, als sie ihn adoptierten, Dustin acht, und Dustin konnte sich genau an den Tag erinnern. Es hatte eine Party gegeben, und nachdem die Party sich aufgelöst hatte, hatte er Rusty im Garten stehen und auf den Horizont starren sehen. Der Westen von Nebraska an der Grenze zu Colorado: von Telegrafmasten gesäumte Felder; Ölpumpen, die sanft mit ihren schläfrigen Köpfen nickten. Am Rande des Horizonts erhob sich ein Kamm niedriger Hügel über der Ebene. Hinter den Kuppen waren knorrige vulkanische Klippen und Felsen auszumachen, vernarbt und zerklüftet. Wenn die Sonne im Sommer im richtigen Winkel stand, konnte man in den Schatten der Klippen und Felsen Gesichter oder die Figuren von Tieren erkennen.

Dustin setzte sich auf die Treppe hinter dem Haus und blickte gemeinsam mit Rusty in die Ferne.

Nach einer Weile wandte Rusty sich ihm zu. Sein Gesicht war ernst, vielleicht brüderlich.

»Was starrst du da an?«, fragte Rusty, und Dustin zuckte die Schultern.

»Komm her«, sagte Rusty und dann, als Dusty gehorchte, eine Weile nichts mehr.

Er betrachtete Dustins Gesicht. »Willst du etwas wissen?«

»Was?« Und Dustin atmete, während Rusty ihn weiter ansah.

»Meine echte Mom ist gestorben«, sagte er. »Man sagt, sie hätte sich erhängt, aber wahrscheinlich haben sie sie umgebracht.«

»Wer?«, fragte Dustin. »Wer hat sie umgebracht?«

Aber Rusty zuckte nur mit den Achseln. Dann zeigte er abrupt in den Himmel. »Siehst du das?«, fragte er. »Das ist der Abendstern.«

Er legte seine Hände fest auf Dustins Ohren und schwenkte dessen Kopf wie ein Teleskop. »Siehst du ihn jetzt? Er ist direkt... dort!«

Und er zog mit dem Finger eine Linie von Dustins Nase aus in den Himmel.

Dustin nickte. Er schloss die Augen. Er spürte die lehmartige Kühle der Handflächen seines Bruders an seinem Kopf. Der Klang seiner Hände war wie das Innere einer Muschel.

»Ich sehe ihn«, sagte Dustin leise.

Der Mädchenname seiner Frau war Jill Bell gewesen, und sie hatte diesen Namen gehasst. Sie sagte, er hätte die Leute immer glauben gemacht, dass sie ein netterer Mensch sei, als sie war, hatte ihre Lehrer vermuten lassen, dass sie ein friedliches und braves kleines Mädchen sein würde; wie der Name, sagte sie, einer Fee, einer Milchmagd oder einer Blume, über die die Leute im 19. Jahrhundert Lieder sangen: »When Springtime Jill Bells Are A-Bloomin'«, sagte sie und hatte sogar eine Melodie dafür, die wie etwas klang, das Stephen Foster komponiert haben könnte.

Jedenfalls gefiel ihr Jill Tillman lieber: Es klang forscher, zackiger, was ihr nur recht war. Am Telefon – wenn sie mit einem der Lehrer der Jungs sprach oder mit einem Handwerker, dessen Arbeit nicht ganz dem Standard entsprach, oder mit irgendeinem Beamten – legte sie einen schneidigen Schwung in ihre Worte. »Hier ist Jill Tillman«, sagte sie dann, und eine vollkommen angenehme Kühle breitete sich über die Silben. »Ich würde gern Ihren Vorgesetzten sprechen, bitte.«

Es war die Art Stimme, die sie durch die ersten Jahre ihrer Ehe gebracht hatte; er war Doktorand gewesen, sie studierte Jura, und sie hatten direkt nacheinander die Jungs bekommen. Es hätte eigentlich in einer Katastrophe enden müssen, doch sie war ein Mensch, der die Dinge gern ordnete, Listen und Zeit-

pläne erstellte, praktische kleine Abkürzungen und Erfindungen entdeckte.

Natürlich kannte sie Dustins Geschichte, war jedoch kein bisschen interessiert an der Psychologie des Ereignisses oder daran, näher darauf einzugehen, Details ans Tageslicht zu zerren und zu untersuchen.

Das liebte er mit am meisten an ihr.

Dustin ging den Flur hinunter zum Schlafzimmer, wo seine Frau in Jeans mit nackten Füßen auf dem Bett lag und ein Buch las. Es war etwa zehn Uhr abends.

Er stand in der Tür und betrachtete sie, und sie las friedlich weiter. Sie hatte die seltsame Angewohnheit, die Ecke einer Seite zwischen Daumen und Zeigefinger zu fassen und schon anzufangen, sie umzublättern, bevor sie sie ganz gelesen hatte, sodass sie ihren Hals recken musste, um die letzten paar Zeilen zu entziffern. Er verstand nicht, warum sie die Seite nicht einfach zu Ende las, bevor sie sie umblätterte.

Sie waren seit fast zwanzig Jahren verheiratet und hatten nicht ein einziges Mal ernsthaft über Scheidung gesprochen, obwohl es in ihrer Ehe lange Phasen des Schweigens gab, in denen sie mehr oder weniger nur noch wie WG-Partner lebten. Gesellig reserviert.

»Ich kann mich nur schwer konzentrieren, wenn du mich anstarrst«, sagte sie jetzt und blickte auf, als er hereinkam und sich neben sie aufs Bett legte.

»Was liest du?«, fragte er.

Sie zeigte ihm den Buchumschlag: *Verzweiflung* von Vladimir Nabokov.

»Oh«, sagte er. »Klingt amüsant.«

»Es ist tatsächlich urkomisch«, sagte sie.

Er legte sein Kinn auf ihre Schulter und blickte auf die ersten Zeilen der Seite 73:

*Sonnenschein, Meeresrauschen. Ein nettes gemütliches Leben.
Ich verstehe nicht, warum du so schlecht über*

Er presste sein Gesicht in die weiche Ärmelfalte ihrer Bluse, direkt über ihrer Brust. Atmete ein, roch, und ihre Brust hob sich langsam, als sie ihre Hand auf seinen Hinterkopf legte.

»Ich muss dir etwas Merkwürdiges erzählen«, sagte er.

Er schloss die Augen und strich mit den Fingern leicht über ihr Haar.

»Ich habe auch etwas, das ich dir erzählen muss«, sagte sie.

»Du zuerst«, sagte er.

Er spürte, wie sie tief einatmete und die Luft anhielt.

»Nein, du zuerst«, sagte sie, und in ihrer Stimme lag eine gewisse Anspannung, beinahe so, als würde sie die Zähne zusammenbeißen. War sie wütend auf ihn? War er unaufmerksam gewesen?

»Wie war dein Arzttermin?«, fragte er, und als sie nicht antwortete, hob er den Kopf, um ihr ins Gesicht zu sehen.



Dan Chaon

Der Wille zum Bösen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 624 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-43916-0

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2018

Eine Familientragödie, ein Serienmörder, Identität, Erinnerung und die Suche nach der Wahrheit – diese Elemente verwebt der amerikanische Bestsellerautor Dan Chaon zu einem faszinierenden Thriller. Im Mittelpunkt steht der Psychologe Dustin, den die Frage quält, wer seine Eltern ermordet hat. Als er auf den genialen Ermittler Aqil trifft, der angeblich seit Jahrzehnten einem Serienmörder auf der Spur ist, geraten beide in einen Maelstrom aus Verbrechen und Abgründen, der in die Tiefen der Vergangenheit führt ... zu der Frage nach dem Bösen im Menschen.



[Der Titel im Katalog](#)